

Neue Zürcher Zeitung

Wer erfolgreich, schön oder besonders intelligent ist, muss anderswo eine Macke haben: über Vorurteile und Diskriminierung der anderen Art

Reiche Menschen gelten gerne als kühl, intelligente Personen als Nerds und Schönheiten als inkompetent. Warum eigentlich? Die Logik, die dahintersteckt, ist ziemlich aufschlussreich.

Rainer Zitelmann

0 Kommentare →

10.08.2020, 05.30 Uhr

Gedankenexperiment: Sagen Sie einmal auf einer Party laut, dass sie nach Geld, Macht oder Ruhm streben. Im besten Fall werden die anderen Gäste Sie verständnislos anschauen. Vermutlich aber wird man Ihnen wortreich erklären, warum

all dies nicht erstrebenswert sei, dass Geld nicht glücklich mache, Macht korrumpiere und das Streben nach Ruhm ein untrügliches Zeichen für krankhaften Narzissmus sei. Sie müssen also einer üblen Ideologie auf den Leim gegangen sein. Wirklich?

Tatsächlich werden Menschen, die ehrgeizig sind, die etwas Besonderes im Leben erreichen wollen und sich nicht mit einer Durchschnittsexistenz zufriedengeben, meist von einem dieser drei Motive getrieben: Sie wollen Geld oder Macht oder Ruhm (oder eine Kombination davon). Doch in einer Gesellschaft, die von egalitären Werten dominiert wird, gelten Menschen als verdächtig, die in irgendeiner Hinsicht herausragen.

Diskriminierung und Vorurteil

Wer schlechter ist als der Durchschnitt, gilt als Opfer der Gesellschaft, er ist schon qua Definition benachteiligt. Ihm haben daher alle Aufmerksamkeit und Anteilnahme zu gelten, und die Meinung, vielleicht sei der eine oder andere selbst schuld an seinem Schicksal und nicht etwa «die» Gesellschaft (was immer damit auch gemeint sei), stösst sofort auf empörten Protest. Wer dagegen besser ist als der Durchschnitt, wird oftmals zum Objekt von Neid und Anfeindungen – wobei hier die Meinung vorherrscht, daran sei er selber schuld, er habe es ja nicht anders gewollt.

In den Vereinigten Staaten richten sich die Aggressionen seit Beginn der Corona-Krise gegen Bürger mit asiatischem Aussehen. Anlass ist zwar das Virus, das in China entstanden ist, aber die Ressentiments haben tiefere Wurzeln. Asiaten werden angefeindet, weil sie mehr verdienen und an

Eliteuniversitäten viel stärker vertreten sind, als es dem Anteil von 5,8 Prozent an der amerikanischen Bevölkerung entspricht.

Vorurteilsforscher sagen uns, dass Asiaten vor allem übermässiger Ehrgeiz und Leistungsstreben vorgeworfen wird. Hierzu gibt es zahlreiche Studien, beispielsweise von Monica Lin, Susan Fiske und anderen zu «anti-Asian American stereotypes». Amerikanische Eliteuniversitäten sind inzwischen dazu übergegangen, Asiaten systematisch zu diskriminieren. Während Schwarze bei Aufnahmetests geringere Punktzahlen als Weisse zu erreichen haben, müssen Asiaten höhere Punktzahlen erzielen.

Selbst Schönheit gilt in hyperegalitären Gesellschaften als fragwürdig, weil sie als natürlicher Verstoss gegen das Gleichheitspostulat erscheint. Sobald man auf das Thema zu sprechen kommt, wird man belehrt, Schönheit liege allein im Auge des Betrachters und eigentlich seien alle Menschen schön, jeder eben auf seine Weise. Vor einigen Jahren schon wandten sich in Deutschland die Grünen gegen Schönheitswettbewerbe. Begründung: «Bei Misswahlen werden grundsätzlich Menschen unserer Gesellschaft ausgeschlossen.» Beim letzten «Miss Germany»-Wettbewerb wurde postuliert, dass klassische Kriterien für Schönheit nicht mehr im Vordergrund stünden. Begeistert feierten Medien die Tatsache, dass die älteste Teilnehmerin gewählt wurde, die offensichtlich weniger den Schönheitsidealen entsprach als die Zweit- und die Drittplatzierte.

Schönheit als Makel

Psychologische Untersuchungen belegen, dass schöne Frauen mit mehr Vorurteilen zu kämpfen haben, wenn sie sich um Führungspositionen bewerben, als weniger attraktive Mitbewerberinnen. Eine Studie von Madeline E. Heilman und anderen Wissenschaftlern der Yale-Universität zeigte, dass 30,5 Prozent der Versuchspersonen der unattraktiven Frau den Vorzug bei der Bewerbung für die Topposition gaben, während sich nur 13 Prozent für die schöne Bewerberin entschieden. Ganz anders verhielt es sich bei diesem Experiment, wenn es um die Bewerbung für den Durchschnittsjob ging. Hier gaben 47 Prozent der Versuchsteilnehmer der schöneren Frau den Vorzug gegenüber 16 Prozent, die sich für die unattraktivere Frau entschieden.

Eine Studie aus dem Jahr 2019 von Leah D. Sheppard (Washington State University) und Stefanie K. Johnson (University of Colorado Boulder) kam zu dem Ergebnis, dass Schönheit eher ein Nachteil für Frauen im Geschäftsleben sei. Sie führten sechs verschiedene Studien durch, die zeigen sollten, ob man eher schönen als unattraktiven Managerinnen vertraut, wenn sie positive oder auch negative Massnahmen verkünden. Aber egal, welcher Art die Nachrichten waren: Schönen Frauen wurde eher misstraut als den weniger attraktiven. Die Wissenschaftlerinnen nannten das den «femme fatal effect».

Es wird Frauen sogar empfohlen, sich möglichst «männlich» für ein Bewerbungsgespräch zu kleiden. Das Ergebnis einer an der Universität Mannheim im Fachbereich Sozialwissenschaft entstandenen Dissertation von Anke von Rennenkampff lautet: «Eine maskuline äussere Erscheinung führt zu einer besseren <Passung> und damit zu einer Reduktion von

geschlechtsstereotyper Wahrnehmung von Führungskompetenz, während die als gegeben betrachtete Passung zwischen Männern und Führungskompetenz durch eine feminine äussere Erscheinung reduziert wird.»

Muss es einen Hacken geben?

Wie lässt sich dies erklären? In meiner Arbeit «Die Gesellschaft und ihre Reichen» habe ich folgende Kompensationstheorie entwickelt: Wenn Menschen anderen Menschen auf einem Gebiet überlegen sind, also beispielsweise finanziell erfolgreicher, schöner oder intelligenter, dann neigen viele Menschen zu der Annahme, die auf einem Gebiet Überlegenen müssten gleichzeitig und zwangsläufig auf anderen Gebieten mindestens gleich grosse Defizite haben. Viele Menschen scheinen an eine ausgleichende Gerechtigkeit der Natur zu glauben, die am Ende alle gleichmacht: Wer auf einem Gebiet besonders gut sei, müsse auf anderen besonders schlecht sein. Tatsächlich gibt es dafür keinerlei Belege.

Zur Erhaltung des Selbstwertgefühls reicht es offenbar nicht aus, darauf hinzuweisen, dass man auch etwas zu bieten hat, und jene Kategorien hervorzuheben, bei denen man meint, besonders gut abzuschneiden. Das funktioniert nur dann, wenn anderen sozialen Gruppen – in diesem Fall der Oberschicht – entsprechende Fehler und Defekte in den für relevant erklärten Feldern unterstellt werden.

Reichtum als Makel

Untersuchungen in den USA und in Deutschland
(beispielsweise von Thomas J. Gorman oder Patrick Sachweh)

deuten darauf hin, dass wirtschaftlich weniger erfolgreiche Menschen Kompensationsstrategien verfolgen, indem sie die Bedeutung von wirtschaftlichem Erfolg für die Lebenszufriedenheit infrage stellen und Werte wie zwischenmenschliche Beziehungen, Moral oder Familienleben höher gewichten. Doch dabei bleibt es nicht.

Wer sich über die Reichen stellen können will, muss diesen pauschal absprechen, dass sie in diesen Bereichen möglicherweise gleich gut (oder vielleicht sogar besser) sein könnten. Die Stereotype, Reiche seien kalt, hätten ein schlechtes Familienleben bzw. ganz generell unbefriedigende zwischenmenschliche Beziehungen, seien egoistisch und hätten eine schlechtere Moral, dienen dazu, die eigene Überlegenheit zu postulieren und Minderwertigkeitsgefühle zu kompensieren.

Diese Kompensationsstrategien beziehen sich natürlich keineswegs nur auf Reiche: Die Schönen, so das Vorurteil, sähen zwar gut aus, seien aber vermutlich nicht gerade die Intelligentesten. Die Hochbegabten seien zwar intelligent, aber sonst lebensfremde Nerds, die im Alltagsleben nicht zurechtkämen und vermutlich dreimal bei der Fahrprüfung durchgefallen seien. Dass der Spitzen-Fussballspieler gut kickt, kann man nicht bestreiten, aber abfällig wird darauf hingewiesen, dass er sich nicht so gewählt ausdrücken könne, wie man das von sprachlich geschulten Journalisten und Politikern gewohnt sei.

Der Ursprung: Karl Max

Schon Karl Marx schrieb im ersten Kapitel seines Grosswerks «Das Kapital», dass in der modernen bürgerlichen

Gesellschaft «der Begriff der menschlichen Gleichheit bereits die Festigkeit eines Volksvorurteils besitzt». Dieses Vorurteil nimmt in der heutigen Gesellschaft immer abstrusere Formen an. Wer glaubt, alle Menschen seien gleich nicht nur an Wert und Würde, sondern auch in Fähigkeiten, Talenten und Ressourcen, der sieht in jeder Ungleichheit ein Ergebnis von diskriminierenden «Strukturen». Und er muss auch zwangsläufig annehmen, dass jemand, der auf einem Gebiet heraussticht, auf anderen Gebieten ebenso grosse Nachteile haben muss.

Die Logik dahinter erinnert an Palmström in dem schönen Gedicht von Christian Morgenstern über «die unmögliche Tatsache»: «Weil, so schliesst er messerscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf.» Wer dem Überlegenen auf anderen Gebieten pauschal massive Defizite zuschreibt, bewahrt damit das eigene Selbstwertgefühl.

Menschen, die offen eingestehen, dass sie Besonderes leisten wollen, und die sich für etwas Besonderes halten, gelten dem egalitären Zeitgeist als suspekt. «Ich wollte nicht wie alle anderen sein. Ich hielt mich für etwas Besonderes, Einzigartiges und nicht für einen Durchschnittstypen», schreibt Arnold Schwarzenegger in seiner Autobiografie «Total Recall». Menschen wie Karl Lagerfeld oder Arnold Schwarzenegger werden als Narzissten bezeichnet, weil allein ihre Existenz einen Protest gegen das herrschende «Volksvorurteil» à la Marx darstellt. Lagerfeld begrüsst einen Journalisten mit der Bemerkung: «Auch ich war mal ein Mensch wie Sie.»

Klar klingt das arrogant – aber hat er nicht dennoch recht? Denn Lagerfeld ist ja nicht als Lagerfeld geboren – er hat sich

selbst dazu gemacht: «Ich bin das Ergebnis von all dem, was ich mir vorgestellt, vorgemalt, ausgedacht habe. Was ich beschlossen habe zu sein.»

Warum lieben und bewundern dann dennoch viele Menschen Persönlichkeiten wie Schwarzenegger und Lagerfeld? Eben gerade deshalb, weil sie offen etwas aussprechen, was viele fühlen oder sich wünschen: dass sie nicht einfach eine Nummer im Meer der Egalitären sein wollen, sondern etwas Einmaliges, Besonderes.

Ohne Menschen, die solche Träume nicht nur hegen, sondern in die Tat umsetzen, wäre die Welt ärmer. Es gäbe dann keinen Steve Jobs, keine Madonna oder keinen Stephen Hawking. Sie alle hatten den übergrossen Drang, sich auszuzeichnen – und viele Egalitäre verspüren ihn zweifellos auch in ihrem Herzen. Daran ist ja – recht bedacht – auch nichts Verwerfliches, ganz im Gegenteil.

Rainer Zitelmann ist promovierter Historiker und Soziologe. Eben ist sein neues Buch «Die Kunst, berühmt zu werden: Genies der Selbstvermarktung von Albert Einstein bis Kim Kardashian» (Finanzbuch-Verlag 2020) erschienen.

0 Kommentare

Alle Kommentare anzeigen

Mehr zum Thema



Nieder mit den «ein Prozent»! – Woraus sich der Neid auf Superreiche speist

Um den eigenen Neid zu kompensieren, sprechen Angehörige unterer sozialer Schichten Superreichen häufig die menschlichen Fähigkeiten ab. Neue Studien zeigen jetzt, wie sich das Phänomen in der westlichen Welt verteilt.

Rainer Zitelmann 15.03.2019



Wer ist hier der Pöbel – die Kapitalisten oder die Kapitalistenkritiker?

Reiche sind unmoralisch, denn sonst hätten sie es ja nicht zu Reichtum gebracht: Das ist ein Klischee, das Philosophen gerne pflegen, wenn sie über Reichtum und Armut sinnieren. Das hat damit zu tun, dass sie in der Marktwirtschaft nicht jene Position besetzen, die ihnen gemäss eigener Einschätzung eigentlich zusteht.

Rainer Zitelmann 03.06.2019



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.